

Blick zurück nach vorn: Das jüdische Berlin heute

Von Philipp Gessler

Seit ein paar Jahren blüht das jüdische Leben in Deutschland wieder auf. Nirgendwo ist das so spürbar wie in der Hauptstadt Berlin mit der größten jüdischen Gemeinde des Landes. Es gibt jüdische Schulen, jüdische Läden, jüdische Vereine, jüdische Zeitungen, koschere Restaurants, Streit zwischen Orthodoxen und Liberalen – einen jüdischen Alltag. Eine Normalität, die dennoch besonders ist.

Rabbiner Teichtal kommt. Behände hüpf er die Treppen zur Altbauwohnung hinauf, es gilt, jüdisches Leben in Berlin zu etablieren. Eine junge Frau empfängt ihn an der Tür. Mesusot will die dreiköpfige Familie hier im Bezirk Kreuzberg nach dem Umzug nun an jeden Türrahmen anbringen lassen. Die Wohnung ist größer geworden, mehr Röllchen sind nötig. Der orthodoxe Rabbi muss schauen, ob die Mesusot aus religiöser Sicht noch in Ordnung sind. Er setzt sich an den Esstisch, lässt sich alte Gebetsröllchen geben, die noch aus Israel stammen und noch nicht hängen. Der sympathische Rabbi mit dem schwarzem Hut und einem amerikanischem Akzent fummelt die Plastikschaalen der alten Mesusot auf, rollt die Pergament-Röllchen auf und murmelt konzentriert das dort festgehaltene Gebet. Dann erklärt der Geistliche: Diese Mesusa sei „okay“, da jeder einzelne dieser winzigen Buchstaben genau zu lesen und klar vom anderen getrennt sei. Er bietet neue Mesusot an, denn auch in dieser größeren Wohnung darf kein Türrahmen ohne Gebetsröllchen sein. Dann hilft der Rabbiner beim Einhämmern der Röllchen in die Türpfosten, spricht zum Abschluss ein Gebet – und freut sich sichtbar: „Das ist jetzt eine jüdische Wohnung!“, sagt er. Man spüre fast diesen neuen Geist der hier nun wehe, deutet er an. Ein neuer jüdischer Ort in Berlin. Ein Zeichen der Zukunft.

Seit ein paar Jahren lebt das jüdische Leben in Deutschland wieder auf, und nirgendwo ist das so spürbar wie in Berlin. Jüdische Schulen, jüdische Läden, jüdische Vereine, jüdische Zeitungen, koschere Restaurants – wer diese Entwicklung noch vor zehn, zwanzig Jahren so prognostiziert hätte, wäre für einen unverbesserlichen Optimisten gehalten worden. Wie erstaunlich diese Entwicklung ist, wird deutlich, wenn man einen Blick zurück wirft – und am 9. November 2004 war im jüdischen Gemeindezentrum nahe des Kurfürstendamms wieder einmal Gelegenheit dazu. Alle waren da: Der israelische Botschafter, der Regierende Bürgermeister, die Sozialsenatorin, der Bezirksbürgermeister, die Witwe des früheren Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, Ruth Galinski, die Rabbiner Ehrenberg und Teichtal und natürlich der Gemeindevorsitzende Albert Meyer. Die Jüdische Gemeinde Berlins, die größte Deutschlands mit über 12.000 Mitgliedern, gedachte der "Kristallnacht" – ein Ausdruck, der lange verpönt war, den aber Meyer in seiner Rede an diesem Abend als doch treffend vorstellte für das grausige Geschehen am 9. November 1938: als die Synagogen in Deutschland angezündet, 7500 Geschäfte verwüstet und 26.000 Juden ins KZ verschleppt wurden. Fast 100 jüdische Deutsche starben damals.

Vor den Fahnen Deutschlands, Israels und Berlins lauschten die Gemeindeglieder und Gäste 66 Jahre danach den Worten Meyers. Es gab ein wenig Musik, danach ging's raus in den kalten Nieselregen, um beim Kaddisch an einer Gedenkmauer vor dem Gemeindezentrum Kränze abzulegen. Wie jedes Jahr.

Wer heute über das jüdische Leben und den jüdischen Alltag in Berlin schreibt, könnte natürlich dieses alljährliche Ritual beiseite lassen – denn, nicht wahr?, es soll doch um das heutige Leben gehen, um die Zukunft. Zugleich ist diese Gemeinde jedoch nicht zu verstehen, ohne die Erinnerung daran, was in der Hauptstadt Deutschlands vor 1933 jüdischer Alltag war: 170.000 Mitglieder hatte damals die Gemeinde – heute sind es in ganz Deutschland gerade mal etwas über 100.000, obwohl man von einer Renaissance des jüdischen Lebens hierzulande spricht. Etwa 56.000 Berliner Juden wurden in der Shoah ermordet, nur 2000 kehrten nach dem Krieg in die deutsche Hauptstadt zurück. Im Vergleich dazu ist das Wiederaufleben der Gemeinde seit Mitte der 80er Jahre durch den Zuzug so genannter Kontingentflüchtlinge aus den Staaten der GUS fast ein Wunder.

Tatsächlich kann man, als Jüdin und Jude in Berlin geboren, von der Wiege bis zur Bahre in einer fast geschlossenen jüdischen Umgebung sein Leben verbringen. Das fängt etwa mit dem Kindergarten Masorti Gan in Wilmersdorf an, wo Kinder von anderthalb Jahren bis zum Schulbeginn nach Montessori-Pädagogik erzogen werden. „In einer jüdischen Umgebung, die Spaß macht“, wie die Betreiber betonen. Zweisprachig ist die Erziehung, in Hebräisch und in Deutsch. Möchte die jüdische Familie, dass ihr Kind weiter auf jüdischen Institutionen ausgebildet wird, kann es auf die Heinz-Galinski-Schule gehen, eine Grundschule in der Waldschulallee im Westen der Stadt, wo immer noch die Mehrheit der Berliner Juden lebt. Der architektonisch ambitionierte, verwinkelte Bau wird von der Polizei geschützt. Sonst geht es dort chaotisch-lebhaft zu wie in jeder Grundschule. Nur hebräische Buchstaben an der ein oder anderen Wand zeigen an, dass dies eine ganz besondere Grundschule ist.

Vom Kindergarten bis zum Abitur

Mittlerweile gibt es die ersten jungen Berlinerinnen und Berliner jüdischen Glaubens, die ihre ganze Schullaufbahn in jüdischen Schulen verbracht haben bis zum Abschluss an der Jüdischen Oberschule: Die staatlich anerkannte Privatschule ist ein Gymnasium. Hebräisch und jüdischer Religionsunterricht sind hier Pflicht. Die Oberschule in der Nähe des Hacke'schen Markts, dem lebendigen Zentrum im Berliner Bezirk „Mitte“ hat seit elf Jahren eine Oberstufe. Mittlerweile lernen dort 310 Schülerinnen und Schüler. Etwas mehr als ein Drittel der Schüler sei nichtjüdisch – aber das ist so wenig ein Thema, das Maksim, einer der älteren Schüler, nicht beschwören will, ob diese Zahl genau stimmt. Seit 1788 gibt es ein jüdisches Schulleben in Berlin. Schon damals wurden in den jüdischen Schulen Juden und Nichtjuden unterrichtet, von Lehrern mosaischen und christlichen Glaubens übrigens.

Aber Jüdisches Leben in Berlin hat natürlich auch seine Konflikte, auch innerhalb der Gemeinde, wie die Geschichte von Jonathan klar macht: Der junge Mann war vor vier Jahren im ersten Abiturjahrgang eines jüdischen Gymnasiums nach der Shoah derjenige, der als einziger eine jüdische Sozialisation vom Kindergarten bis zum Abitur an jüdischen Institutionen genossen hatte, der gut in Hebräisch und in Religionslehre war, aus einer der deutsch-jüdischen Familien der Stadt, einer frommen zumal. Jonathan wollte nach der Reifeprüfung sein Wissen über das Judentum in einem einjährigen Kurs in dem neu gegründeten Lehrhaus der Lauder-Foundation bei der Synagoge an der Rykestraße im Prenzlauer Berg vertiefen – aber er durfte nicht, er wäre nicht zu Thora gerufen worden, weil der dortige Rabbiner, aus Kanada stammend, Jonathans Judentum nicht astrein fand: Seine Großmutter mütterlicherseits war nur bei einem liberalen Rabbiner zum Judentum konvertiert.

Dies wurde in Berlin als ein Zeichen gewertet: Die Orthodoxen werden stärker in der Gemeinde – und das in Berlin, vor dem Krieg fast so etwas wie das weltweite Zentrum des liberalen Judentums. Mit verantwortlich ist die Chabad-Bewegung. Einen kleinen Eklat gab es, als Chabad-Leute auf dem diesjährigen Purimfest der Gemeinde kurzfristig versuchten, Männer und Frauen auf der Tanzfläche durch eine Stellwand zu trennen. Manche sahen da schon die Fundamentalisten die Macht übernehmen, was übertrieben ist. Die orthodoxe Bewegung kümmert sich rührend um die Zuwanderer. Sie gewinnt an Popularität.

Berlin ist die einzige deutsche Gemeinde, bei der das Prinzip „Einheitsgemeinde“, also alle Frömmigkeitsrichtungen unter einem Dach, einigermaßen funktioniert. Es gibt sieben Synagogen in der Stadt, darunter auch die Betergemeinschaft in der Neuen Synagoge an der Oranienburger Straße, dem heutigen Centrum Judaicum. Unter der berühmten goldenen Kuppel trifft sich der so genannte „egalitäre Minjan“, also die Gottesdienstgemeinschaft, in der Frauen und Männer gleichberechtigt aus der Schrift vorlesen. Hier um die Oranienburger Straße gibt es tatsächlich so etwas wie einen jüdischen Alltag in der Hauptstadt: koschere Restaurants und Geschäfte vor allem. Allerdings musste eine Gastwirtschaft, das „Oren“, aus Mangel an Zuspruch schließen. Nicht gerade Massen strömen in das „Beth Café“ der orthodoxen jüdischen Gemeinde „Adass Jisroel“. Sie ist unabhängig von der Einheitsgemeinde – aber das schon seit Kaiserszeiten.

Dennoch: Das Jüdische Leben blüht in Berlin. Es gibt die jüdische Wochenzeitung „Jüdische Allgemeine“ am Hausvogteiplatz in Berlin-Mitte, den Bundesverband Jüdischer Studenten in Deutschland nahe des Kurfürstendamms, natürlich das Jüdische Museum im zersplitterten Libeskind-Bau in Kreuzberg, eine jüdische Galerie, einen jüdischen Kulturverein, es gibt „Yachad“, eine Gruppe von Schwulen, Lesben und Bisexuellen jüdischen Glaubens und zwei, drei Dutzend weitere jüdische Vereine – nicht zuletzt den jüdischen Sportverein TUS Makkabi. Das jüdische Filmfestival schien lange Zeit aus Geldmangel bedroht. Nach gehörigem Wirbel hinter den Kulissen scheint es nun zumindest für 2005 wieder gerettet zu sein. Einige Spender versprachen finanzielle Hilfe. Die Jüdischen Kulturtage, 2004 mit dem Thema „Mendelssohn & Company“, wurde auch in dieses Mal wieder großzügig unterstützt. Von den Gesamtkosten in Höhe von 375.000 Euro trugen das Land Berlin 255.000 Euro, der Zentralrat der Juden 25.000 Euro und die Gemeinde 20.000 Euro.

Premiere für ein neues Jüdisches Theater

Ein besonderer jüdischer Event fand Ende Oktober 2004 statt. Das Jüdische Theater „Bamah“ erhielt nach drei Jahren endlich eine feste Spielstätte, ein ehemaliges Kino mit 120 Sitzplätzen in Charlottenburg. Es solle kein Theater von Juden für Juden mit Juden sein, sagte Intendant Dan Lahav am Eröffnungsabend. Er ist Israeli. Der Inhaber der Spielstätte Issam Ozeir ist Libanese – ein kleines nahöstliches Wunder an der Spree. Zur Eröffnung der neuen Bühne wurde das Drama „Wien auf dem Meer“ der israelischen Autorin Edna Mazza gezeigt. Das Stück erzählt die Geschichte einer Gruppe von Wiener Juden, die 1938 während ihrer Ferien an der Adria vom Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland erfahren. Nur in die Zukunft schauen kann und will auch Bamah offenbar nicht. Am Ende, wie bei jeder guten Geschichte, geht es noch um den Tod: Es gibt drei jüdischen Friedhöfe der Hauptstadt – darunter den Friedhof in Weissensee. Es ist der größte jüdische Friedhof Europas. Je tiefer man ihn durchschreitet, desto verwunschener, wilder wird er. Mit Blick auf die vielen prächtigen, jedoch oft verwitterten Grabsteine erhält man einen Eindruck davon, was das deutsche Judentum einmal war. Der frühere Vorsitzende des Zentralrats der Juden, Heinz Galinski, liegt im Jüdischen Friedhof an der Heerstraße tief im Westen der Hauptstadt. Zweimal gab es Anschläge gegen sein Grab, 1998 und 2002. Es gibt ein blühendes Leben in Berlin – aber es ist immer noch eines im Ausnahmezustand.

Philipp Gessler ist Redakteur der „tageszeitung“ (taz) in Berlin.